



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

♣: Paul Lindaus Mayo.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

An diesen Punkt knüpft auch zunächst die kunsthistorische Stellung und Bedeutung von Brahms an. Sie ist dem individuellen Werte seiner Werke mindestens gleich. Uns erscheint es kurzichtig und ganz unhaltbar, Brahms für einen bloßen Nachfolger Beethovens oder gar Schumanns auszugeben oder, wie dies jüngst auch geschehen ist, ihn für einen Vermittler dieser beiden Meister zu erklären. Zwischen Beethoven und Schumann giebt es gar nichts zu vermitteln. Wohl aber brauchte die Tonkunst nach des letzteren Tode, in der Zeit, in welche Brahms hineintrat, einer vermittelnden Kraft. Da wogten Elemente gegeneinander und durcheinander, deren letzte Natur eine kunstverderbende war. Auf der einen Seite ein philiströser, selbstgefälliger, gedankenschwacher Formenkultus — auf der entgegengesetzten eine hochstrebende, geistig bewegte, aber ungebildete und renommitisch rohe Hyperromantik. Die guten Kräfte dazwischen ohne festen Halt und Direktion; die einzige gesunde und erfreuliche Erscheinung in dieser Welt voll Wirrwarr: eine liebenswürdige Kleinmeisterei. Ein Zuchtmeister mußte da kommen, ein Künstler von umfassender, überlegener Bildung, von Genie und Charakter, der imstande war, die neuen Ideen in die Bahnen der Ordnung zu leiten und die streitenden Faktoren in einer höhern Einheit aufzulösen. Heute scharen sich die Tüchtigsten unter unsern jungen Talenten, diejenigen, welche wirklich gelernt haben, um Brahms; es giebt eine Brahms'sche Schule, die sich nicht aus dem persönlichen Unterricht, sondern aus dem Beispiel und den Werken des Meisters gebildet hat. Die alten Lager aber stehen so gut wie leer.

Kostof.

Hermann Krehschmar.



Paul Lindaus Mayo.



enn im nächsten Jahrhundert, in welchem sich doch die von jedem Historiker der alten Schule geforderte, zur objektiven Behandlung einer Geschichtsepoch e nötige Entfernung vom Gegenstande unzweifelhaft vollzogen haben muß, sich jemand an die Aufgabe wagen wird, eine Geschichte der Literatur unsrer Zeit zu schreiben — kein Spekulant natürlich, sondern ein ernsthafter Geschichtschreiber —, so wird er voraussichtlich so klug sein, die Nachrichten und Urteile der gleichzeitigen Tagespresse nicht mit derselben Pietät zu behandeln, wie es kürzlich ein fleißiger Sammler in bezug auf die Äußerungen der journalistischen Kritik des vorigen Jahrhunderts über Lessing, Goethe und Schiller gethan hat. Würde sich

jemand z. B. bei der Beurteilung der literarischen Produktion des Zeitraums von 1870 bis 1884 ausschließlich auf die Zeitungsstimmen verlassen, so würde sich ihm aus diesem Plebiszit das unabwiesbare Resultat ergeben, daß kein zweiter deutscher Schriftsteller dieser Epoche in allen Zeitungen deutscher Zunge so oft genannt, gelobt und gepriesen und so selten angegriffen, getadelt und verhöhnt worden ist wie Paul Lindau. Wenn Paul Lindau ein neues Lustspiel unter der Feder hat, steigern sich die einzelnen Bulletins über das Befinden des Vaters und des Kindes von den geheimnisvollsten Andeutungen bis zum hellsten Jubelruf. Erst wird geflüstert, dann wird in die Posaune gestoßen. Man wird genau über die Schwierigkeiten unterrichtet, welche das Ausklügeln eines packenden Titels verursacht habe. Der eine wird von vornherein verworfen, der andre genehmigt, um dann nach einigen Wochen wieder verworfen zu werden, weil inzwischen ein anderer Gedanke aufgetaucht ist. Schließlich wird der erste Titel wieder hervorgefucht, und die ganze Zeitungshege war ein bloßer Kreislauf, welcher trotzdem sein Ziel erreicht hat, da die Neugier des Publikums aufs höchste gespannt worden ist. Nach dem Titel kommen die Personen. Da wird erzählt, daß der „boshafte Satiriker, der mit rücksichtsloser Hand die Schwächen der Gesellschaft aufdeckt und geißelt, der mit kühnem Griff den Heuchlern die Maske vom Gesichte reißt,“ der aber, nebenbei bemerkt, vergnügt ist, wenn ihm niemand auf den Fuß tritt, daß dieser Sonnenheld wie sein Urbild Molière bestimmte Personen auf die Bühne bringen werde, um die Schuldigen zu bestrafen und denen, die ein schlechtes Gewissen haben, eine flammende Warnungstafel aufzuhängen. Ist das Lustspiel aufgeführt und hat sich herausgestellt, daß die Figuren aus der Kumpelkammer des Herrn von Kogebue und der Frau Birch-Pfeiffer aufgeseucht worden sind, so wird dieser Personalbefund sorgfältig verschwiegen, weil sich natürlich kein Zeitungsredakteur selbst dementirt.

Wenn Paul Lindau nach der Schweiz oder nach Schandau reist, wird dieses Ereignis brüthwarm den begierigen Zeitungslesern mitgeteilt, gewöhnlich mit dem pikanten, verheißungsvollen Zusatz, daß er das begonnene Manuskript eines neuen Lustspiels mitgenommen habe, um es in beschaulicher Ruhe auf Quisiana oder in einer andern Villeggiatur zu vollenden. Der traditionelle Spott, welcher in fortschrittlichen oder „freisinnigen“ Blättern gegen alles, was Dekoration heißt, geübt wird, schweigt sogar, wenn Paul Lindau das Ritterkreuz des weißen Falken oder den ernestiniſchen Hausorden erhalten hat. Wenn ein Mann imstande ist, selbst die catonische Unbeugsamkeit von starren Republikanern zu brechen, so steht seine literarische Bedeutung außer allem Zweifel, und noch dazu ein Mann, welcher neuerdings in den Verdacht gekommen ist, durch seine hohen diplomatischen Verbindungen dem Beginn seiner Laufbahn als fortschrittlicher Zeitungsredakteur in Esbersfeld abtrünnig zu werden. Der Einfluß dieses Mannes muß ein so faszinirender sein, daß selbst die Redakteure der entfern-

testen Provinzialblätter von demselben auf wunderbare und völlig unerklärliche Weise ergriffen werden.

Es ist selbstverständlich, daß ein Schriftsteller, der sich mit so festgegründeter Sicherheit auf der Höhe des literarischen Daseins bewegt wie Paul Lindau, der natürlichen Wirkung seiner Persönlichkeit nicht etwa durch künstliche Mittel nachhilft. Es fehlt freilich in unsrer Zeit nicht an berühmten Schriftstellern, welche sich durch eine herablassende Korrespondenz mit kleinen Geistern in allen Ecken und Enden der Provinz eine wohlwollende Beurteilung und einen begeisterten Empfang sichern, sobald sie einmal Zufall oder Geschäft in einen Provinzialwinkel führt. Aber diese geschickten Operateure sind bei uns doch nur vereinzelte Existenzen, die noch keineswegs für den Schriftstellerstand typisch sind. Die Mehrzahl sucht immer noch auf natürlichem Wege, durch den Eindruck, den ihre Werke auf das unbefangene Publikum machen, vorwärts zu kommen. Wenn der eine oder der andre dabei durch die außerordentliche und liebenswürdige Zuvorkommenheit der Presse unterstützt wird, so ist das sein besondres Glück, welches wohl der Gegenstand des Neides, niemals aber des Vorwurfs werden kann. Paul Lindau hat, ohne eine Hand zu seinen Gunsten zu rühren, dieses Glück gehabt und besitzt es nach mehr als fünfzehnjähriger literarischer Thätigkeit noch bis auf den heutigen Tag, wie u. a. die überwiegend günstigen Kritiken beweisen, welche seiner neuesten Novelle „Mayo“ zuteil geworden sind.

Der Litterarhistoriker der Zukunft freilich, welcher das enorme Zeitungsmaterial, das über Paul Lindau vorliegt, mit seiner leichten literarischen Bagage vergleicht, wird über dieses Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung erstaunt den Kopf schütteln. Er wird sich fragen, ob diese Lustspiele, diese Sammlungen von Zeitungsfuilletons, von literarischen und Theaterkritiken, diese Plaudereien über nichtige und überflüssige Dinge, diese Erzählungen wirklich die Quintessenz des literarischen Vermögens einer Epoche seien, welche unmittelbar der großen Erregung eines Krieges gefolgt ist, dessen nationale Tendenz und dessen politische Erfolge eine Stärkung und Vertiefung des Volksgeistes erwarten ließen. Und wenn dieser Historiker nach der Lektüre von Lindaus sämtlichen Werken wieder zu den Journalkritiken als ihren zeitgenössischen Kommentaren greift, wird er zu seinem noch größern Erstaunen gewahr, daß in den Beurteilungen Lindauscher Schriften immer derselbe Refrain wiederkehrt: man lobt die geistreiche und pikante Wache und weist triumphirend darauf hin, daß ein deutscher Schriftsteller es soweit gebracht habe, mit den Franzosen an Witz und Esprit, an Leichtigkeit der Darstellung, an Feinheit und Schliß des Stils zu wetteifern! Darin sah man also in dem Jahrzehnt, in welchem die Erregung des großen Krieges eigentlich noch kräftig und schwungvoll nachzittern sollte, den höchsten Ehrgeiz eines Schriftstellers! Nur nichts Tiefes, Gediegenes und Ernstes, sondern flüchtiger, in allen Farben glitzernder Seifenschaum, und wer

solchen Schaum am schnellsten und geschicktesten zu schlagen verstand, dieser Figaro war der Held des Tages.

Freilich erfordert dieses Geschäft nicht bloß eine große Geschicklichkeit, sondern auch eine ebenso große Zähigkeit, welche sich durch keine Fehlschläge, durch keine Niederlagen aus dem Gleichgewicht bringen läßt. Das pikante Feuilleton, in welchem alles, Heiliges und Unheiliges, Erhabenes und Niedriges, Tüchtiges und Schwindelhaftes mit derselben blasirten Miene durchgehechelt wird, hat schnell Nachahmer gefunden, die noch mehr Mutterwitz besitzen als der Verfasser der „Rücksichtslosen Briefe,“ die vermegen genug sind, die Rücksichtslosigkeit bis zur Ungezogenheit zu steigern und die in ihrem Stile mit derselben erkünsteltesten Nachlässigkeit kokettiren wie Paul Lindau. Das verschlägt nichts. Man giebt die geistreiche Plauderei auf und bindet sich eine ernsthafte Maske vor, womit man zwei Koups auf einmal ausführt. Zuerst wirkt man durch den Kontrast. Die Zeitungen verkünden, daß der ungezogene Liebling der Grazien mit einem Schläge ein ernsthafter Mann geworden sei. Alle Welt ist natürlich neugierig, wie der ernsthafte Paul Lindau aussehen mag, und alle Welt ist erstaunt darüber, daß der leichte Spötter zugleich ein Mann von so gesundem Wissen sein soll. Der andre Koup, der ausgeführt wird, richtet sich gegen die einzelnen Gegner, welche schließlich doch unbequem geworden sind. Ihnen wird der Beweis geliefert, daß man kein einseitiger Plauderer für die Tagesunterhaltung ist, sondern daß man auch ein geistvoller Essayist sein kann, welcher ernsthafte Themata mit kluger Miene behandelt. Auf dramatischem Gebiete wird dieselbe Wandlung vollzogen. Der Mann, welcher sich früher begnügte, eine Reihe von mehr oder minder drastischen Scherzen auf den dünnen Fäden einer dürftigen Handlung aufzureihen, denkt über tiefe psychologische und soziale Probleme nach und schreibt Schauspiele wie „Johannistrieb,“ „Gräfin Lea“ und „Verschämte Arbeit.“ Es muß nun zur Schande unsrer Zeitgenossen gesagt werden, daß ein bei weitem größeres Publikum über die Narrenspößen gelacht hat, welche in „Maria und Magdalena“ und „Ein Erfolg“ getrieben werden, als sich Leute gefunden haben, welche den Vorlesungen über Psychologie und Moral, die den wesentlichen Inhalt der ernsthaften Dramenreihe Lindaus bilden, ein geneigtes Ohr liehen, und es giebt auch Leute, welche behaupten, daß der Verfasser der „Briefe eines deutschen Kleinstädters“ viel amüsanter gewesen sei als der Berichterstatter der Kölnischen Zeitung, welcher die Ereignisse des Berliner Lebens in einem Tone schildert, daß man Berlin für die langweiligste Stadt der Welt halten möchte.

Es scheint, daß sich Paul Lindau das Recht, für ernsthaft gehalten zu werden, versichert hat. Man erwartet von seinen Reiseschilderungen sowohl wie von seinen Novellen eine humoristische Unterhaltung und legt sie enttäuscht beiseite, nachdem man gefunden hat, daß die alltäglichsten Ereignisse hier in nüchternem Geschäftstone erzählt werden. Gleichwohl bleibt ihm der Erfolg nach

wie vor treu. Der Reklameapparat wird — ohne sein Zutun — mit gewöhnlichem Geschick gehandhabt, und der äußere Zuschnitt seiner Bücher wird mit solchem Raffinement gestaltet, daß die Wirkung, namentlich auf Reisende, die sich beim Koupewechsel schnell mit Eisenbahnliteratur versehen wollen, nicht ausbleibt. Man kann sagen, daß es Paul Lindau gelungen ist, Ernst Eckstein aus den Schaukästen der Bahnhofsbuchhändler zu verdrängen. Zum Teil verdankt er diesen Sieg wohl der Betriebsamkeit seines Verlegers, der sich nicht damit begnügt, die Titel von Lindaus Novellen mit Typen drucken zu lassen, sondern der den Umschlag mit dem Autograph des Verfassers schmückt. So liest man auch auf der neuesten Novelle nach französischer Mode in blauen Schriftzügen, die sich von dem glänzend weißen Karton abheben: „Mayo von Paul Lindau.“ Das sieht sehr apart aus und wird niemals seinen Eindruck auf naive Gemüter verfehlen.

Lindau hat den Stoff zu dieser Novelle aus Nordamerika mitgebracht. Seine Reise, welche er auf Einladung des Herrn Henry Willard zur Eröffnung der Northern-Pacificbahn unternahm, ist also nicht ganz so ergebnislos gewesen, wie man nach den in der Nationalzeitung veröffentlichten Schilderungen dieser Reise schließen mußte. „Lindau als Novellist“ ist noch eine verhältnismäßig neue Etappe seiner literarischen Laufbahn. Abgesehen von einigen novellistischen Versuchen, welche etwa um anderthalb Jahrzehnte zurückliegen, hat er dieses Gebiet als gereifter Schriftsteller zum erstenmale vor drei Jahren betreten. In „Herr und Frau Bever“ schilderte er die herbe Enttäuschung, deren Opfer ein in Sumatra reich gewordener Kaufmann wird, welcher sich bei seiner Ankunft in Berlin frischweg in eine Chançonettensängerin des Walhallatheaters verliebt und sie ohne Zaudern heiratet. Die beiden Charaktere stimmen nicht zueinander, und einem unerträglichen Zustande wird durch die Trennung der Ehe ein Ende gemacht. Aus dieser Novelle führen einige Fäden in die neue hinüber. Wir erfahren zu unserm Erstaunen, daß die ehemalige Chançonettensängerin, eine „allerliebste Dame,“ „eine herzensgute, liebenswürdige, muntere, reizende Frau,“ sich des „allerbesten Rufes“ erfreut, und daß eine Gesellschaft von ebenso tadellosem Rufe in ihren Salons verkehrt, daß sogar ein Justizrat Miene machen soll, sich um ihre Hand zu bewerben. Zu dieser Gesellschaft hat auch ein Dragonerleutnant, Georg von Lützen, gehört, welcher jedoch die Thorheit begangen hat, in einer Nacht den beträchtlichen Rest seines Vermögens zu verspielen, und, da er von seiner Leutnantsgage nicht leben kann oder will, schnell entschlossen nach den Vereinigten Staaten geht, um dort ein neues Leben zu beginnen. Auf dem Dampfer macht er die Bekanntschaft eines Herrn Jefferson, mit welchem er später in Geschäftsverbindung tritt, nachdem er eine Zeit lang als Bahnarbeiter, Klavierspieler und Pelztierjäger sein Dasein gefristet hat. Mit „merkwürdiger,“ fast „unglaublicher“ Geschicklichkeit — merkwürdig und unglaublich sind Lieblingsworte Paul Lindaus — findet sich der elegante Ka-

vallerieoffizier, welcher von dem Parquet der Berliner Salons unmittelbar in den Sand der nordamerikanischen Prärien gesprungen ist, in die neuen Verhältnisse hinein. Für Jeffersons Rechnung übernimmt er die Leitung eines großen Viehtransports durch unwirtliche und unsichere Gegenden, und es gelingt ihm, diese Aufgabe glänzend zu lösen. Auf der Reise durch die Sandwüsten von Arizona erlebt er nun ein Abenteuer, dessen Heldin der Novelle den Namen gegeben. Mayo ist eine Indianerin, welche sich nach ihrer Weise in den blonden Deutschen verliebt hat und ihn auf seiner abenteuerlichen Fahrt eine Zeit lang begleitet. Lindau hat eine so umständliche Beschreibung ihrer körperlichen Reize geliefert, daß man inne wird, mit welchem Nutzen er die plastischen Schilderungen seines Freundes Spielhagen gelesen hat. Desto verwahrloster ist Mayo in bezug auf ihre geistige Entwicklung. Wenn wir nun annehmen dürfen, daß Lindau mit nichts hinter dem Berge hält, hat sich Ritter Georg während seines Spazierritts durch die Wüste ausschließlich mit der geistigen Ausbildung Mayos beschäftigt. Der jungen Indianerin sind diese pädagogischen Übungen am Ende langweilig geworden, und sie benützt eine günstige Gelegenheit, zu ihrem Stamme zurückzukehren, wo sich ein brauner Jüngling befindet, mit dem sie sich besser verständigen kann als mit dem weißen Manne. Dieser hat auch seine Thorheit bald eingesehen. Als ihm Mayo eines Tages zum Nachtsich die nassen Kerne einer Frucht ins Gesicht wirft, verfliegt sein Liebesrausch. Der Mann der europäischen Zivilisation kann das unappetitliche Essen mit den Fingern nicht leiden, und dieses zwar ungewöhnliche, aber immerhin schwer in die Waagschale fallende Motiv führt eine psychische Umwälzung herbei. Als Georg nach glücklich beendigem Geschäft zu Jefferson zurückkehrt, findet er auch Jeffersons Tochter, Noëmi, wieder, die er ebenfalls auf der Überfahrt kennen gelernt und die schon damals eine Neigung für ihn gefaßt hat. Die überraschende Beobachtung, daß Noëmi mit Hilfe von Gabel und Messer viel anmutiger und zierlicher ist als die unzivilisirte Mayo, führt Georg zur Erkenntnis seines wahren Herzenszustandes. Da Papa Jefferson mit merkwürdiger Schnelligkeit seinen Segen giebt, erreicht die Amerikafahrt des preussischen Leutnants einen Abschluß, welcher den Leser zwar befriedigt, ihn aber nicht gerade überrascht, da sich diese Lösung auch ohne scharfe Divinationsgabe voraussehen ließ.

Selbst zu einem Novellisten, welcher nur auf das nächste Ziel losgeht, eine spannende Unterhaltung zu liefern, fehlt Lindau fogut wie alles. Wenn sich auch alle übrigen Mängel durch die Routine beschönigen lassen — wo die Phantasie ganz und gar ausgeblieben ist, bleibt Schmalhaus Küchenmeister. Hier kann Lindau nicht einmal mit Brachvogel oder Meding wetteifern, welche auch in ihren schwächsten Produkten den Leser immer noch zu einer gewissen Erregung zu führen wußten. Eine Novelle von Paul Lindau hat eine gewisse Ähnlichkeit mit einem wohlgeführten kaufmännischen Kontobuch. Die einzelnen

Faktoren sind sorgfältig gegeneinander abgewogen, nichts Unvorhergesehenes stört die Berechnung, und am Ende stimmt die Bilanz aufs Haar. Und nüchtern wie die Zahlen eines Kontobuchs ist auch die Form, in welche Lindau seine poetischen Schöpfungen kleidet. Sein Wörterverzeichnis ist überaus arm, so arm, daß er es aus dem Vorrat der deutschen Sprache noch erheblich bereichern könnte, ohne daß er zu neuen Wortbildungen seine Zuflucht zu nehmen brauchte. So spricht er zweimal von „freiem Verzehr“ im Sinne von „freier Beche,“ wobei er sich vielleicht auf „Verkehr“ berufen wird, welches in gleicher Weise von „verkehren“ abgeleitet worden ist. Dagegen läßt sich aber einwenden, daß wir bereits ein gutes Wort „Zehrung“ besitzen, also nicht die geringste Veranlassung zu einer Neubildung haben. Gleichwohl wäre es bei der immer mehr wachsenden Verwahrlosung unsrer Sprache, zu welcher die fremden Elemente der deutschen Journalistik das Wesentlichste beigetragen haben, durchaus nicht auffällig, wenn auch diese Lindausche Erfindung (oder sollte es ein süddeutscher Provinzialismus sein?) allmählich in den Zeitungsjargon Eingang fände.

Lindaus Sprache hat keine Spur von poetischem Schmelz oder auch nur von sinnlichem Glanz. Am Ende könnte der Novellist darauf verzichten, wenn er die Kunst besäße, durch geistvolle psychologische Analysen den Leser zu fesseln. Aber auch hier läßt ihn die Erfindung oder seine mangelhafte Beobachtungsgabe im Stich. Die Charaktere, welche er uns vorführt, sind nichts weniger als originell. Der europäische Offizier, die blasirte Amerikanerin, die aus Langeweile ihr Herz entdeckt, und der zugeknöpfte Yankee sind stereotype Figuren, die in keinem amerikanischen Romane fehlen. Der Trapper Dutch Bill, welcher aus den Episodenfiguren etwas greifbarer hervortritt, zeigt die Bret Hartesche Faktur zu deutlich, als daß man nach einem andern Ursprungszeugnis zu suchen hätte. So hätten wir noch die Indianerin Mayo, die ganz den Eindruck macht, als wäre sie nach einer Photographie gezeichnet. Wir wollen sie jedoch gern als eine Originalschöpfung Lindaus gelten lassen, weil sonst gar nichts übrig bliebe, was nicht mühsam fremden Mustern nachbuchstabirt wäre.

